

«Libanon kann man nicht zerstören»

Viele Menschen verlassen Beirut frustriert. Aber die Kunst hält die Stadt am Leben

WERNER BLOCH

Am Anfang war da dieser merkwürdige Lärm, ein dunkles, gewaltiges Klappern wie von einem Flugzeug, das eine Panne hat. Dann der weisse Rauch und die sich schwefelgelb-blau verfärbenden Flammen. Die Galeristin Naila Kettaneh-Kunigk steht an diesem Nachmittag auf dem Balkon ihres Hochhauses in Mar Mikhael, einem angesagten Szene- und Kulturviertel von Beirut, mit perfektem Blick auf das hellblaue Mittelmeer und den Hafen, der nur ein paar hundert Schritte entfernt ist. Um 17 Uhr 30 ruft sie die Feuerwehr an, da ähnelt das Silo auf dem Hafenvorplatz bereits einem brodelnden Feuerwerk. Um 18 Uhr 06 dann die Apokalypse: jene gewaltige Explosion, die die Geschichte von Libanon verändert und seine Hauptstadt zu einem Schlachtfeld macht.

«Wir wurden alle wie Puppen durch die Gegend geschleudert, eine Deckenlampe fiel mir auf den Kopf, aber das habe ich gar nicht gemerkt», sagt Naila Kettaneh-Kunigk. Im Erdgeschoss befindet sich ihre Galerie Tanit, die durch die Druckwelle verwüstet wird. Überall zerstörte Bilder, zerborstene Fenster, Glassplitter.

218 Menschen sterben, etwa 7000 werden verletzt. In den Galerieräumen trifft Kettaneh-Kunigk auf einen Mitarbeiter, in dessen Rücken eine riesige Scherbe steckt. Krankenwagen und Notaufnahme sind überfüllt. Sie ruft ein Taxi, schickt es mit ihrem Mitarbeiter zu einem Arzt in ein nahes Bergdorf. Der Mann wird gerettet, doch am selben Tag sterben im Haus der Galerie Tanit vier Menschen, unter ihnen der Architekt.

Am 4. August 2020 kommt die Hölle nach Beirut, einer ökonomisch bereits schwer angeschlagenen Stadt am Rande des Nervenzusammenbruchs. Mauern werden weggerissen, Läden, Hotels zerstört, viele haben bis heute noch nicht wieder geöffnet. Im Zentrum ächzen notdürftig abgestützte Ruinen neben wiedererstandenen Häusern. Beirut, so sagen viele, sei für alle Zeiten erledigt. Die intellektuelle Hauptstadt der arabischen Welt sei praktisch ausradiert und unbewohnbar gemacht, hört und liest man überall.

Bars wie in Berlin-Mitte

Wer an einem Sonntagvormittag die Corniche entlangläuft, die Promenade an der Küstenstrasse, die sich wie ein Halbkreis um das westliche Beirut zieht, bekommt einen ganz anderen Eindruck. Junge Männer mit Hipsterbärten feiern schon um 11 Uhr am Strand mit Bierdosen und Ghettoblaster, Kinder baden zwischen den Klippen, Familien der unterschiedlichsten Ethnien treffen sich zum Picknick.

Die Sandstrände jenseits des Leuchtturms, Symbole des einstigen Goldenen Beirut, sind gut besucht. In den sechziger Jahren wurde hier ein Côte-d'Azur-Leben gefeiert, nur besser und mit arabischem Flair. Trotz dem katastrophalen Wertverlust der libanesischen Lira treffen sich auch viele in den Bars im Szeneviertel Gemmayzeh, die exakt so in Berlin-Mitte oder New York stehen könnten – und westliche Preise verlangen.

An den Ampeln stehen bettelnde Flüchtlinge aus Syrien neben Männern in Armani-Anzügen, an den Wänden kleben Hinweisplakate für coole Klubs und Konzerte, daneben ein farbiges Graffiti. Es zitiert den Nationaldichter Khalil Gibran: «Ihr habt euren Libanon, er ist eine Katastrophe. Ich habe meinen Libanon, er ist Schönheit und Poesie.»

«Libanon kann man nicht zerstören, es ist ein Phönix, der sich immer wieder neu erhebt und sich erfindet», sagt die Pariser Kunstspezialistin und Universitätsdozentin Laure d'Hauteville. Sie hat die Kunstmesse von Beirut erfunden und sechzehn Jahre lang geleitet, oft unter schwierigen Bedingungen. Seit sich die Wirtschaftskrise verschärft hat und Arbeitslosigkeit wie Hyperinflation zunahm, arbeitet sie von Paris aus. Seit 2020 veranstaltet sie in Paris und Brüssel die Menart, die



Fotografie der Künstlerin Rania Matar: «Mariam (On the Roof)», Kfarkila, Südlibanon, 2022.

LANIA MATAR / GALERIE TANIT, BEIRUT

einzigste und überaus erfolgreiche Kunstmesse, die sich ausschliesslich mit der arabischen Welt beschäftigt.

Wer in Beirut landet, erlebt sogleich einen Zeitsprung, fühlt sich zurückversetzt in die siebziger Jahre. Libanon ist ein eigener Kosmos, die Strassen erzählen von einer vergangenen Epoche, an der die Digitalisierung spurlos vorübergegangen zu sein scheint. Davon ausgenommen sind die Regierungsgebäude im Zentrum, wo der damalige Premierminister Rafik Hariri eine Pastiche-Architektur erfunden hat, die er als Chef des Unternehmens Solidere und oberster Bauunternehmer seines Landes gleich selbst realisieren konnte.

Die Korruption ist das grösste Übel in Libanon – neben der Feigheit der Politiker, der Unfähigkeit der politischen Führung und der Zerrissenheit seiner 18 anerkannten Religionsgruppen, die sich von 1975 bis 1990 einen Bürgerkrieg geliefert haben. Zurzeit gibt es nicht einmal eine funktionierende Regierung. Diese Dysfunktionalität ist eine der Ursachen, weshalb hochexplosiver Dünger über Jahre im Hafen gelagert wurde, der schliesslich zur katastrophalen Explosion führte.

Darum verwundert es nicht, dass viele auswandern wollen – fast alle, die es sich leisten können. Gut ausgebildete libanesische Millennials bevölkern jetzt die Startups in London und Dubai oder führen Restaurants in den Golfstaaten.

Kunstmuseum wieder offen

Die Künstlerin Rania Matar wendet sich speziell an die junge Elite, die ihrem Land den Rücken kehren will. Sie selbst ist vor 25 Jahren in die USA ausgewandert, aber von Libanon nie losgekommen. Gerade jetzt kommt sie immer häufiger. Ihre Fotos, die die Galerie Tanit vertreibt, hat sie in einem Bildband mit dem Titel «She» gebündelt. Sie zeigen junge libanesische Frauen an von ihnen selbst ausgewählten Orten, die ihre persönliche Situation widerspiegeln. Eine eher verschüchterte junge Frau im roten Kleid steht in den Ruinen des Grand Théâtre de Beirut. Oder ein Ophelia-artiges, in weisses Leinen gehülltes Mädchen liegt halb unter Wasser, irgendwo an der libanesischen Felsküste. Die Gesichter der jungen Frauen offen-

baren Melancholie und Verlorenheit. Aber hier schlummern auch die verborgenen Kräfte der Jugend mit ihrem ungeheuren Potenzial.

Beirut beginnt wieder aufzublühen, das ist die Losung dieses Sommers. Gerade wurde das Sursok-Museum wiedereröffnet, das einzige Kunstmuseum des Landes. Die ottomanische Villa aus dem Jahr 1912 wurde restauriert, ebenso Dutzende darin zerstörte Kunstwerke. Dasselbe gilt für das beachtenswerte Archäologische Museum der American University of Beirut, wo mithilfe von Experten aus dem Louvre und dem British Museum selbst extrem zerbröselte

Die Korruption ist das grösste Übel in Libanon – neben der Feigheit der Politiker und der Zerrissenheit der 18 Religionsgruppen.

Vasen durch Computerprogramme wieder zusammengepuzzelt werden. Und neue Museen entstehen. 2026 soll das Beirut Museum of Modern Arts eröffnet werden.

Manche kehren sogar gerade jetzt nach Beirut zurück, zum Beispiel der Fotoreporter Maher Attar, der für die Agentur Signum die ganze Welt bereist und aus Kriegsgebieten berichtet hat. «Manche erklären mich für verrückt», sagt er. «Ich hatte mich gerade in Paris eingerichtet, aber als ich diesen Laden hier in der Gouraud Street fand, musste ich es noch einmal probieren.» Er betreibt jetzt die einzige reine Fotogalerie von Libanon, die Art District Gallery. In den hinteren Räumen präsentiert er bemerkenswert erotische Kunst. Probleme mit konservativen Muslimen oder gar dem Hizbullah, sagt er, habe es nie gegeben. «Wir Libanesen sind Überlebende. Ich glaube an kulturellen Widerstand, an unsere Resilienz. Dank unserer starken kulturellen Identität können wir die Ideologien besiegen.»

Kunst und Kultur – das ist in Libanon keine Blase. Das ist die Essenz dieses Landes, das seit je die Druckerei und das intellektuelle Powerhouse der arabischen Welt ist. Und doch gibt es keine geschriebene Kunstgeschichte von Libanon – es gibt auch kein Geschichtsbuch für die Schulen.

Ein Symbol der Kontinuität

Auf eine gemeinsame Geschichte können sich die verfeindeten Gruppen wie Drusen und Sunniten, christliche Maroniten oder der von Iran finanzierte Hizbullah, der grosse Teile des Landes beherrscht, nicht verständigen. «Eine gemeinsame Geschichtsschreibung ist verboten, weil jeder an seiner eigenen Wahrheit festhält», sagt Laure d'Hauteville. Die offizielle Geschichte höre mit dem französischen Mandat am Ende des Zweiten Weltkriegs auf.

Gerade deshalb ist die Gegenwartskunst hier überlebensnotwendig. Internationale Kunststars wie Walid Raad und Akram Zaatari thematisieren die Geschichte und die Identität ihres einzigartigen Landes, in dem europäische und arabische Kultur nebeneinander stehen wie nirgendwo sonst. Die Künstler ersetzen die Historiografen, sie schreiben die Geschichte des Staates Libanon, seiner Kultur und der widerstrebenden Kräfte mit ihrer Absurdität.

«Die Kunst hält Libanon am Leben», sagt Naila Kettaneh-Kunigk. Und: «Ich kenne hier keine jungen Leute, die nicht etwas Interessantes machen.» Vor 51 Jahren gründete sie in München die Galerie Tanit, seit 16 Jahren mit einem Ableger nach Beirut. Tanit ist der Name der punischen Göttin der Fruchtbarkeit, der Hauptgöttin Karthagos, das auf eine phönizische Siedlung zurückgeht. «Königin Alissar hat Karthago gegründet», erklärt Kettaneh-Kunigk, selbst eine Gründerin.

Sie stammt aus einer mächtigen Industriellenfamilie – diese hat sogar das Silo errichtet, das im Hafen explodierte. Seine verbrannten, in den Himmel gerichteten Röhren stehen immer noch und bilden ein dunkles, sinistres Mahnmahl. «Das ist so solide, weil es meine Familie gebaut hat.» Die Galerie aber trägt das Symbol der Göttin Tanit, ein Dreieck mit Kopf und Armen: «Es ist ein Symbol der Kontinuität.»

Der dunkle Fleck der 68er

In ihrem Roman thematisiert Sarah Elena Müller Kindsmisbrauch

PAUL JANDL

Ohne Zweifel: Die deutschen Städte sind voll mit Schwurbel-Milieus, in denen die Menschen «irgendwas mit Medien» machen. Irgendwas mit Medien macht auch eine Hauptfigur aus Sarah Elena Müllers Roman «Bild ohne Mädchen». Der Mann ist Philosoph, hat einmal in Berlin geleht und lebt jetzt in einem kleinen Dorf in der Schweiz. In seine philosophische Praxis kommt niemand, also gibt es genug Zeit, um sich einem Leben als Alkoholiker und Altachtundsechziger hinzugeben. Was waren das für Zeiten, als man unter seinesgleichen gegen bürgerliche Verspiessung ankämpfte und im Sexuellen keine Grenzen kannte!

Dass die sexuelle Befreiung der linksalternativen Milieus im Kerker einer Ideologie stattfand und viele Opfer erzeugte, ist heute längst unumstritten. Trotzdem ist das Thema Pädophilie in diesem Zusammenhang noch kaum aufgearbeitet. Wenn sich jetzt ausgerechnet ein Romandebüt damit beschäftigt, dann ist das gleich mehrfach erstaunlich.

Der unheimliche Nachbar

Der 1990 in Bern geborenen Multikünstlerin Sarah Elena Müller gelingt es in «Bild ohne Mädchen», Verschleierungsstrategien transparent zu machen, und gleichzeitig entlässt sie den Leser nicht aus der Gefahr, selbst Komplize zu sein. Was sehen wir, wenn wir dieses Buch lesen? Haben wir alles richtig gesehen? Die Oberfläche ist klar. Es sind die neunziger Jahre. Ein Kind wird von Eltern vernachlässigt, die ganz auf seine Selbständigkeit setzen. Der Vater kümmert sich als Biologe um schützenswerte Arten in Flora und Fauna mehr als um die Tochter. Die Mutter ist Bildhauerin und übrig gebliebener Hippie. Bei der Nachbarin ist es mit der Weltflucht nicht viel anders, während ihr Mann im Souterrain an Theorien bastelt, zu denen auch eine undurchsichtige Praxis gehört: Videos zu drehen.

Das Kind, das zu Hause nicht fernsehen darf, ist fasziniert von dieser Anderswelt der Bilder. Vom Reich des Medientheoretikers. Fast jeden Tag flieht es zum Nachbarn, bis die konsumierten Bilder die Wirklichkeit zu überlagern beginnen. War da im Film nicht ein Engel zu sehen? Oder war es nur der nackte Sohn des Nachbarn? In der Schule wird das verstörte Kind gemobbt. Ein alternativer Heiler soll sich um die psychosomatischen Probleme kümmern und versucht es mit Algentabletten und Duftöl. Naturgemäss hilft nichts davon. Der Wirtswall der Therapie überwölbt das Schweigen der Patientin, die Eltern retten sich in distanzierte Ratlosigkeit.

Die Gewalt des Blicks

Was Sarah Elena Müller auf beeindruckende Weise kann: ihrerseits eine ganze Medientheorie des Missbrauchs zu liefern. Es geht nicht nur um die verstörenden Bilder des Nachbarn, sondern auch um die Selbstbilder eines Milieus. Vor allem geht es ums Wegschauen. Den Leser zieht die Autorin in die Vexierbilder des sexuellen Missbrauchs hinein. Ihre fast filmischen Beschreibungen sparen allzu Deutliches aus. Nichts wird durch Drastik entschärft. Eine simple, das Gewissen entlastende Opfer-Täter-Dichotomie gibt es nicht. «Bild ohne Mädchen» ist ein überaus kluger Roman, der von der Gewalt des Blicks erzählt, von einem flirrenden Sommer in der Provinz und doch mitten aus der Gesellschaft.

Das Bedrückendste an Sarah Elena Müllers Roman: Ihm liegen wahre Geschichten zugrunde. Vor allem eine. Eine Art Lebensbeichte. Im Buch schaut der Altachtundsechziger mit alkoholtrübem Blick am Ende auf seine Videosammlung, deren digitale Formate dem gleichen Auflösungsprozess unterworfen sind wie er selbst. Über seine wilde Zeit philosophisch-künstlerisch verbrämter Pädophilie sagt er: «Tempi passati!» Für seine Opfer aber wird die Zeit nie vergehen.

Sarah Elena Müller: Bild ohne Mädchen. Roman. Limmat, Zürich 2023. 208 S., Fr. 30.–.